



JAMES
PATTERSON
ALEX
CROSS
EVIL

Weltbild Premiere

Evil

James Patterson

Evil

Alex Cross

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Leo Strohm

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel *Cross my Heart* bei Little, Brown and Company, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2013 by James Patterson

This edition published by arrangement with Little,

Brown and Company, New York, USA. All rights reserved.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Blanvalet Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Übersetzung: Leo Strohm

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotiv: © Johannes Frick,

Neusäß unter Verwendung von Motiven von Shutterstock
(© ostill, kentoh, Tatiana Belova, Mikhail rachikov, Orhan Cam)

Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-95973-129-4

2019 2018 2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

PROLOG

Es geschah in der Osternacht

Ziellos schleppte ich mich durch die dunklen, menschenleeren Straßen von Washington, verfolgt von Erinnerungen an meinen Sohn Ali. Er erklärte mir immer wieder, dass es nur eine Möglichkeit gibt, einen Zombie zu töten: Man muss sein Gehirn zerstören.

Es war drei Uhr nachts. Stürme peitschten die Stadt.

Ich war schon mehrere Stunden unterwegs, aber ich empfand weder Hunger noch Durst noch Müdigkeit. Blitze rissen den Himmel entzwei, während hoch über mir Donnerschläge dröhnten, aber ich reagierte kaum. Nicht einmal der prasselnde Regen konnte mich aufhalten oder den grausamen Schmerz stillen, der meinen gesamten Körper in Besitz genommen hatte. Bei jedem Schritt sah ich in Gedanken Ali, Bree, Damon, Jannie und Nana Mama vor mir. Bei jedem Schritt flammte das Entsetzen über das Schicksal, das sie erlitten hatten, erneut in mir auf, genau wie die Einsamkeit und die Trauer und die Wut.

Hatte Thierry Mulch genau das bezweckt? Diese Frage ließ mich nicht mehr los.

Thierry Mulch hatte alles zerstört, was mir wichtig war, alles, woran ich geglaubt hatte. Er hatte mich ausgeweidet und als lebloses, seelenloses Etwas zurückgelassen, verdammt zu endloser, sinnloser Bewegung.

Während ich weitertaumelte, bestand meine einzige Hoffnung darin, dass Mulch oder irgendein anderer, anonymen Großstadt-Räuber sich an mich heranmachte, um mir mit einer Schrotflinte oder einer Axt den Schädel zu zerschmettern.

Das war mein sehnlichster Wunsch.

ERSTER TEIL

Vor sechzehn Tagen ...

Kapitel 1

Es war ein wunderschöner Morgen im April. Marcus Sunday saß in einem Lieferwagen am Straßenrand und beobachtete mit seinem hochauflösenden Leica-Fernglas das Haus von Alex Cross in der Fifth Street. Der Gedanke, dass er den berühmten Detective schon im Lauf der nächsten halben Stunde zu Gesicht bekommen würde, erfüllte ihn mit großer Aufregung.

Schließlich war es Donnerstagmorgen – halb acht, um genau zu sein –, und Cross musste arbeiten. Genau wie seine Frau. Und seine Kinder mussten zur Schule.

Kaum hatte Sunday diesen Gedanken zu Ende gedacht, kam Regina Hope, Cross' einundneunzigjährige Großmutter, nach dem Besuch der Messe in der St. Anthony's Catholic Church den Bürgersteig entlang. Die alte Dame war alles andere als gebrechlich und legte trotz des Gehstocks ein erstaunliches Tempo an den Tag. Sie ging direkt an seinem Lieferwagen vorbei und würdigte ihn kaum eines Blicks.

Wieso auch?

Sunday hatte ein paar magnetische Schilder mit der Aufschrift »Over the Moon Vacuum Cleaner Company« daran befestigt. Er selbst saß hinter getönten Fensterscheiben und trug eine Uniform mit genau derselben Aufschrift – ein echtes Schnäppchen von der Heilsarmee. Passte wie angegossen.

Die gebrauchten Staubsauger im Laderaum des Lieferwagens hatte er für sechzig Dollar das Stück in einem Secondhandladen draußen in Potomac gekauft. Die falschen Magnetschilder hatte er online bei Kinko's bestellt, genau wie das Namensschild auf seiner linken Hemdtasche. Darauf stand: »Thierry Mulch.«

Als Cross' Großmutter das Haus betrat, warf Sunday – ein schlanker, durchtrainierter Enddreißiger mit kurz geschnittem, grau meliertem Haar und schiefergrauen Augen – einen

Blick auf seine Armbanduhr. Dann griff er nach dem schwarzen Ordner, der zwischen dem Fahrersitz und der Mittelkonsole lag.

Er klappte ihn auf. Die ersten fünf Trennblätter waren beschriftet, alle mit einem anderen Namen: Bree Stone, Ali Cross, Jannie Cross, Damon Cross, Regina Hope alias »Nana Mama«.

Sunday schlug die Seiten von Regina Hope/Nana Mama auf und trug die genaue Zeit ein, zu der die alte Dame das Haus betreten hatte, und außerdem die Richtung, aus der sie gekommen war. Dann, während er darauf wartete, wer sich als Nächstes sehen ließ, blätterte er ganz nach hinten zu den vier kopierten Seiten, auf denen die Grundrisse sämtlicher Stockwerke des Hauses zu sehen waren. Sie waren praktischerweise im letzten Monat beim Bauamt der Stadt eingereicht worden, zusammen mit Cross' Antrag auf einen Anbau am hinteren Teil des Hauses sowie die Genehmigung von Renovierungsarbeiten in der Küche und den Badezimmern.

Während Sunday abwechselnd die Grundrisse und das Haus selbst betrachtete, machte er sich Notizen, markierte Aus- und Eingänge, die Position der Fenster, die Gartenbeete, all solche Dinge eben. Und als Cross' Ehefrau, Bree Stone, ebenfalls Detective beim Metropolitan Police Department von Washington, D. C., um 7.40 Uhr auf die Veranda trat und Vogelfutter in ein Vogelhäuschen füllte, notierte er diese Handlung ebenso wie die Tatsache, dass ihr Hinterteil in der knappen Jeans fantastisch zur Geltung kam.

Um 7.52 Uhr hielt ein Laster mit der Aufschrift »Dear Old House« vor Cross' Haus, dicht gefolgt vom Wagen einer Entsorgungsfirma, die einen großen Schuttcontainer brachte. Und da war ja auch schon der große Detective höchstpersönlich, stellte sich auf die Veranda, begrüßte die Bauarbeiter und sah zu, wie der Container auf die Straße gestellt wurde. Begleitet wurde er von seiner Großmutter, seiner Frau und zweien seiner drei Kinder: der fünfzehn Jahre alten Jannie und dem sieben Jahre alten Ali.

Eine nette, glückliche Familie, dachte Sunday und betrachtete sie abwechselnd durch das Fernglas. Vor ihnen lag, so hatte

es den Anschein, eine glänzende Zukunft. Vielversprechend. Oder etwa nicht?

Sunday gestattete sich ein Lächeln und dachte dabei, dass die Planungen, die Vorbereitungen, die freudige Erwartung, die zu jedem neuen Abenteuer gehörten, einen großen Teil des Vergnügens ausmachten. Vielleicht sogar mehr als fünfzig Prozent, dachte er, während sein stets schöpferisches Hirn diverse düstere Szenarien hervorbrachte, wie dieses Traumfamilien-Szenario, das sich da vor ihm aufgebaut hatte, zerstört werden konnte.

Dann marschierten Dr. Alex und seine Kinder los. Sie gingen auf der gegenüberliegenden Straßenseite an Sunday vorbei, doch der Detective hatte für seinen Lieferwagen kaum einen Blick übrig.

Aber noch einmal: Wieso auch?

Nachdem Cross und seine Kinder verschwunden waren, fühlte Sunday sich irgendwie leer. Wenn der Detective nicht da war, machte es einfach weniger Spaß, das Haus zu beobachten. Dann kam es ihm ein bisschen vor wie ein Labyrinth ohne Mäuse.

Sunday blickte auf seine Armbanduhr, klappte den Ordner zu und legte ihn beiseite. Er wurde von dem Gefühl ergriffen, ein freier, aufrechter Mann zu sein, der einen konkreten Plan hatte und sich nicht davon abbringen lassen würde, ganz egal, was für Folgen das haben mochte. Während er den Lieferwagen startete, dachte er, dass jedes Schwanken, jedes Zaudern fast eine Beleidigung für den Gegner war. Man muss den Gegner ebenso sehr vernichten wollen, wie dieser einen selbst vernichten will.

Sunday fuhr los, getragen von der festen Überzeugung, dass er seiner Aufgabe gewachsen war. Und genauso fest glaubte er auch, dass die Familie Cross die Gräuel verdient hatte, die auf sie warteten.

Jedes einzelne Familienmitglied.

Ganz besonders Dr. Alex.

Kapitel 2

In normalen Jahren erreicht die Zahl der Tötungsdelikte in Washington, D. C., erst während der stickigen Sommertage ihren Höhepunkt. Im Juli und August, wenn die Luft entlang des Potomac eine Temperatur und Konsistenz erreicht wie sonst nur im Maul eines tollwütigen Hundes, drehen die Leute offensichtlich reihenweise durch. Meine Kollegen und ich haben uns mittlerweile darauf eingestellt.

Doch beginnend mit einem Terroranschlag auf die Union Station an Neujahr hatte der gesamte Winter uns in schöner Regelmäßigkeit einen Mord nach dem anderen beschert, und das hatte sich mit Anbruch des Frühlings nicht gebessert. Jetzt war es gerade erst Anfang April und es deutete alles darauf hin, dass wir, was die Zahl der Morde anging, eines der schlimmsten Jahre erleben würden, die der District of Columbia in den vergangenen drei Dekaden gesehen hatte.

Dadurch lastete ein enormer Druck auf der Bürgermeisterin und dem Stadtrat und damit automatisch auch auf dem Leiter der Metropolitan Police. Vor allem die Einheiten der Mordkommission und des Dezernats für Gewaltverbrechen bekamen diesen Druck zu spüren. Und da ich mittlerweile abwechselnd für beide Abteilungen tätig war, bedeutete das, dass der größte Druck auf mir und meinem Partner und besten Freund, John Sampson, lag.

Seit nahezu zwei Monaten hatten wir keinen einzigen freien Tag mehr gehabt, und trotzdem schien die Arbeit mit jedem Tag noch zuzunehmen. Außerdem führte ich ständig irgendwelche Telefonate mit einem Bauunternehmer, der unsere Küche renovieren und unser Haus um einen Anbau ergänzen sollte. Darum war Captain Roelof Antonius Quintus, der Leiter der Mordkommission, der letzte Mensch, den ich an diesem Donnerstagmorgen so gegen halb zehn sehen wollte.

Er klopfte an meine Bürotür, als ich gerade mit meinem Frühstück-Burrito und einer zweiten Tasse Kaffee fertig wurde. Gleichzeitig hatte ich in einem Katalog mit Küchenschränken geblättert, den meine Frau mir beim Gehen in die Hand gedrückt hatte. Sampson, eine Dampfwalze von Mann, saß auf dem Sofa und verdrückte die letzten Reste seines morgendlichen Mahls.

Er sah Quintus und stöhnte. »Nicht schon wieder einer, oder?«

Quintus schüttelte den Kopf. »Es geht lediglich um ein paar aktuelle Informationen für den Chef. Die Bürgermeisterin dreht bald durch und steht ihm permanent auf den Füßen.«

»Wir haben in dieser Woche schon drei Fälle aufgeklärt, aber Sie haben uns vier neue auf den Tisch gelegt«, sagte ich. »Das bedeutet nichts anders, als dass wir Fortschritte machen und gleichzeitig immer weiter in Rückstand geraten.«

»Genau so kommt es mir auch vor«, meinte Sampson. »Wie dieser König in der griechischen Mythologie, der immer einen Felsbrocken den Berg rauf schiebt, bloß, dass er dann jedes Mal wieder zurückrollt.«

»Sisyphus«, sagte ich.

»Genau der«, sagte Sampson und richtete den Zeigefinger auf mich.

»Ach, kommen Sie schon, Cross«, sagte Quintus. »Wir zählen auf Sie. Bringen Sie ein paar von den aufsehenerregenden Fällen zu Ende, Rawlins und Kimmel zum Beispiel, damit uns die *Post* nicht mehr so im Nacken sitzt. Haben Sie diesen beschissenen Leitartikel gelesen?«

Hatte ich. Heute Morgen. Ein Artikel, der sich mit den Auswirkungen der zahlreichen Tötungsdelikte auf den Tourismus beschäftigte, den Polizeichef zum Rücktritt aufforderte und mit der Idee spielte, dass das FBI die gesamte Abteilung übernehmen könnte, bis die Mordrate wieder gesunken war.

»Ich mache Ihnen mal einen Vorschlag, Captain«, sagte ich. »Sagen Sie doch den Leuten einfach, Sie sollen aufhören, sich

gegenseitig umzubringen. Dann haben wir auch mehr Zeit, um uns mit Fällen wie Rawlins oder Kimmel zu beschäftigen.«

»Sehr witzig.«

»Das war kein Witz.«

»Nein, ernsthaft, Sie sollten sich mal als Stand-up-Comedian versuchen, Cross.« Quintus wandte sich zum Gehen. »Könnte gut sein, dass Sie da Ihre wahre Berufung finden.«

Kapitel 3

Marcus Sunday trug jetzt eine schwarze Lederjacke, schwarze Jeans, ein schwarzes Polohemd und schwarze Schnürstiefel. Er eilte mit schnellen Schritten auf das New North Building mitten auf dem Gelände der Georgetown University zu. Nachdem er sich durch eine dichte Menge Studenten gezwängt hatte, gelangte er vor das hundertzwanzig Zuhörer fassende McNair-Auditorium und trat ein. Auf dem Schild am Eingang war zu lesen: »Der perfekte Verbrecher. Vorlesung, heute, 11.00 Uhr.«

Knisternde Spannung lag in der Luft. Während Sunday durch den Gang nach vorn ging, stellte er fest, dass abgesehen von dem Regiestuhl auf der Bühne alle Sitzplätze besetzt waren.

In der ersten Reihe angekommen, bemerkte Sunday auch die Studenten, die vor der Bühne auf dem Boden saßen. Lächelnd schob er sich zwischen ihnen hindurch und federte die Stufen empor, wo er dem konservativ gekleideten Graubart, der ihn bereits erwartete, die Hand schüttelte.

»Tut mir leid, dass ich mich verspätet habe, Herr Dr. Wolk«, sagte Sunday.

»Ich komme auch gerade erst aus der Vorlesung«, erwiderte der Mann. »Darf ich Sie vorstellen?«

»Ich bitte darum«, gab Sunday zurück und nickte ehrerbietig.

Dr. Wolk klopfte zweimal gegen das Mikrofon und sagte: »Guten Tag, meine Damen und Herren. Ich bin Dr. Wolk, Leiter der philosophischen Fakultät, und möchte Sie wieder einmal zu einer unserer Frühjahrs-Vorlesungen begrüßen, bei denen wir unterschiedliche Redner aus unterschiedlichen Forschungsfeldern zu Gast haben.« Er lächelte und fuhr fort: »Es heißt ja immer, dass das Philosophiestudium meilenweit von der Wirklichkeit entfernt sei, aber ein gut gefüllter Saal wie dieser hier straft dieses Vorurteil Lügen. Die erfinderisch-kreative Anwendung

philosophischer Methoden kann zu durchschlagenden, manchmal sogar revolutionären Lösungen für die Probleme der Moderne führen. Und unser heutiger Gast ist genau für solche aufsehenerregenden, innovativen und umstrittenen Arbeiten bekannt. Sein erstes Buch, das im letzten Jahr veröffentlicht wurde, trägt den Titel *Der perfekte Verbrecher* und beschert uns einen faszinierenden Blick auf zwei ungelöste Kriminalfälle der jüngeren Vergangenheit, beides Massenmorde. Das Buch nimmt die Perspektive eines wahrhaft unabhängigen Geistes ein und richtet den Blick in die tiefsten Tiefen einer durch und durch kriminellen Seele. Bitte begrüßen Sie Professor Marcus Sunday von der Harvard University, der während seines Sabbatjahrs den Weg hierher zu uns gefunden hat.«

Sunday grinste, stand auf und nahm Dr. Wolk das Mikrofon aus der Hand. Er ließ den Blick über die applaudierende Zuhörerschaft schweifen und blieb nur kurz bei einer außergewöhnlich attraktiven Frau in der zweiten Reihe hängen. Sie wirkte, als sei sie in Gedanken versunken. Dunkelblonde Locken ringelten sich über ihre Schultern und das prall gefüllte Tanktop. Eine farbenfrohe Tätowierung schlängelte sich um ihren linken Arm. Sie zeigte einen schwarzen Panther, der auf einem blühenden Zweig im Dschungel lag. Sein Schwanz reichte bis über den Unterarm der Frau und ringelte sich um ihr Handgelenk. Die Raubkatze besaß faszinierende Augen, leuchtend grün, wie frischer, feuchter Klee. Genau wie die Frau.

»Vor fünf Jahren habe ich mit meiner Suche nach dem perfekten Verbrecher begonnen«, fing Sunday an und riss sich gewaltsam von ihrem Anblick los. »Soweit ich weiß, hat man ihn bis jetzt noch nie erforscht, noch nie gefunden. Was ja durchaus einleuchtet, denn wenn er perfekt ist, wie soll man ihn dann gefangen nehmen, nicht wahr?«

Er ertete nervöses Lachen und zustimmendes Nicken.

»Wo also fängt man mit der Suche nach einem perfekten Verbrecher an?«, fragte Sunday und ließ den Blick durch den Saal

schweifen. Und da er nirgendwo einem Gesicht begegnete, das eine gewisse Selbstsicherheit ausstrahlte, konzentrierte er sich auf die junge Frau mit den rubinroten Lippen und den faszinierenden, klee grünen Augen.

Sie zuckte mit den Schultern und erwiderte mit einem leichten Cajun-Akzent: »Man untersucht ungelöste Verbrechen?«

»Sehr gut«, sagte Sunday und neigte den Kopf nach links. »Genau das habe ich getan.«

Dann schilderte er zwei ungelöste Massenmorde, die im Mittelpunkt seines Buches standen. Vor sieben Jahren, zwei Tage vor Weihnachten, um genau zu sein, war die fünfköpfige Familie Daley aus einem Vorort von Omaha tot in ihrem Haus aufgefunden worden. Der Mann und die Kinder hatten in ihren Betten gelegen. Jemand hatte ihnen mit einem Skalpell oder Rasiermesser die Kehle durchgeschnitten. Die Frau war zwar auf ganz ähnliche Weise gestorben, lag aber nackt im Badezimmer. Die Haustüren waren entweder nicht abgeschlossen gewesen oder der Täter hatte einen Schlüssel gehabt. Es hatte in der Nacht geschneit, sodass alle Spuren unter einer Schneedecke verschwunden waren.

Vierzehn Monate später hatte man nach einem heftigen Sturm die Monahans aus einem Vorort von Fort Worth entdeckt. Sie waren ähnlich zugerichtet worden: Der Vater und die vier Kinder, keines älter als zwölf, hatten mit aufgeschlitzten Kehlen in ihren Betten gelegen, die Frau nackt und tot auf dem Boden des Badezimmers. Die Türen waren entweder nicht abgeschlossen worden oder der Täter besaß einen Schlüssel. Und wieder hatte die Polizei aufgrund des Regens, des Sturms und des sorgfältigen Vorgehens des Täters keinerlei verwertbare Spuren finden können, weder DNA noch sonst irgendetwas.

»Diese Leere, dieses völlig Fehlen von Indizien aller Art, das hat mich interessiert«, teilte Professor Sunday seiner gebannten Zuhörerschaft mit. »Ich bin mehrfach nach Oklahoma und Texas gereist, habe die Tatorte besichtigt, die Akten ge-

lesen und mit allen an der Ermittlung beteiligten Behörden gesprochen – dem FBI, der Oklahoma State Police, den Texas Rangern. Anschließend wusste ich, dass die Ermittler komplett im Dunkeln tappten, dass bis auf die Leichen nicht der geringste Hinweis auf den Täter existierte.« Sunday fuhr fort, dass dieser Mangel an Indizien ihn dazu veranlasst hatte, sich Gedanken über die Weltanschauung eines perfekten Mörders zu machen. »Ich kam zu dem Schluss, dass es sich um einen moralisch außergewöhnlich zerrütteten Existenzialisten handeln muss«, sagte er. »Jemanden, der weder an Gott noch an irgendeine Art von Moral oder Ethik glaubt, der jenseits seines eigenen Tuns keinen Sinn in dieser Welt erkennt.« Sunday merkte, dass einige seiner Zuhörer ihm bereits nicht mehr folgen konnten, und schlug einen anderen Kurs ein. »Was ich damit sagen möchte, ist, dass der russische Schriftsteller Fjodor Dostojewski beinahe recht hat. In seinem Meisterwerk *Schuld und Sühne* verübt der Protagonist, Rodion Raskolnikow, um ein Haar das perfekte Verbrechen. Raskolnikow ist der Meinung, dass das Leben keinen tieferen Sinn besitzt, und ermordet zwei Menschen, die er nicht kennt und zu denen er in keinerlei Beziehung steht. – Zunächst geht es ihm gut damit«, fuhr Sunday fort und tippte sich an den Kopf. »Aber irgendwann werden ihm seine Gedanken, insbesondere seine Fantasie, zum Verhängnis. Irgendwie glaubt Raskolnikow doch an ein moralisches Universum, in dem das Leben tatsächlich einen übergeordneten Sinn hat, und darum zerbricht er an seiner Tat. Im Gegensatz zu unserem perfekten Verbrecher.« Der Professor hielt kurz inne und vergewisserte sich, dass er die Aufmerksamkeit seines Publikums wieder ganz für sich hatte. Dann sprach er weiter. »Für den perfekten Mörder ist es meines Erachtens selbstverständlich, dass das Leben sinnlos ist, eine Absurdität ohne absoluten Wert. Solange der Täter aus dieser Perspektive handelt, kann sein eigener Geist ihn nicht in die Falle locken, und auch die Polizei kann ihm nicht gefährlich werden.«

Sunday sprach noch eine ganze Weile weiter und berichtete, wie die Indizien an den Schauplätzen der Morde seine Theorien gestützt und dann zu weiteren Theorien geführt hatten.

Zum Schluss stellte er sich den Fragen der Zuhörer. Nach mehreren Korinthenkackern, die sich auf irgendwelche Belanglosigkeiten in seinem Buch gestürzt hatten, klimperte die sexy Frau in der zweiten Reihe mit den Wimpern und hob träge, fast gelangweilt, den Arm mit der Panther-Tätowierung, als wollte sie einen Kellner auf sich aufmerksam machen.

Der Professor nickte ihr zu.

»Sie haben ja viele positive Kritiken für das Buch geerntet«, sagte sie mit ihrer sonoren Südstaatenstimme. »Eine Ausnahme war der Artikel, den Detective Alex Cross in der *Washington Post* veröffentlicht hat. Ich denke, Sie werden mir zustimmen, Herr Professor, wenn ich sage, dass er Ihr Buch verrissen und praktisch jeder Ihrer Aussagen widersprochen hat. Er hat sogar behauptet, dass Sie, nachdem Sie ihn interviewt hatten, seine Worte so verdreht haben, dass sie keinen Widerspruch zu Ihrer These mehr bilden.«

Sunday biss kurz die Zähne zusammen, bevor er antwortete. »Quellen, die behaupten, etwas nicht gesagt zu haben, sind nichts Ungewöhnliches, das wird Ihnen jeder Journalist bestätigen. Zwischen Detective Cross und mir gibt es lediglich eine grundlegende Meinungsverschiedenheit, mehr nicht.«

Nach einer langen, peinlichen Stille räusperte sich Dr. Wolk und sagte: »Ich habe auch eine Frage, Dr. Sunday. Wie bereits angedeutet, fand ich Ihr Buch sehr spannend, aber auch ich habe Probleme mit einer Ihrer Schlussfolgerungen.«

Sunday zwang sich zu einem Lächeln. »Mit welcher denn, wenn ich fragen darf?«

»Sie beschreiben an einer Stelle die Antithese zu dem perfekten Verbrecher als Kriminalbeamten, der an ein ethisch-moralisches Universum und damit auch an ein sinnvolles Leben glaubt und dieses gewissermaßen verkörpert.«

Sunday nickte.

»Aber dann folgern Sie, dass dieser perfekte Kriminalbeamte, wenn man ihn dazu bringen würde, das Leben als sinnlos und wertlos zu betrachten ...«

»... selbst zum perfekten Verbrecher würde?«, vollendete Sunday den Satz. »Ja. Das habe ich geschrieben. Ich halte das für eine vollkommen logische Schlussfolgerung, Herr Doktor. Sie nicht?«

Kapitel 4

Es war fast fünf Uhr nachmittags, als Sunday endlich seine im Washingtoner Wohnviertel Kalorama gelegene Wohnung betrat. Nach dem Vortrag hatte er einige wenige Bücher signiert, gefolgt von dem unvermeidlichen Mittagessen mit Dr. Wolk, der zu viel trank und philosophische Argumente oft auf Beispielsätze reduzierte, die nicht mehr Wert besaßen als eine x-beliebige Ratgeberkolumne.

Und um das Ganze noch schlimmer zu machen, hatte Dr. Wolk Sunday immer wieder gefragt, welche Forschungsprojekte er während seines Sabbatjahrs eigentlich verfolge. Schließlich hatte Sunday dem Leiter der philosophischen Fakultät der Georgetown University die ungeschminkte, wenn auch ausgesprochen vage Wahrheit offenbart: »Ich führe ein Experiment durch, das die Dimensionen einer existenzialistischen Welt und die Rolle des menschlichen Wesens in dieser Welt ergründen soll.«

Dr. Wolk hatte sehr interessiert reagiert und wollte sofort mehr wissen, doch Sunday hatte sich standhaft geweigert und seinem Kollegen lediglich beschieden, dass er eines Tages, sobald seine Forschungen abgeschlossen seien, alles schwarz auf weiß lesen könne. Er hatte Wolk sogar versprochen, dass er der Erste sein würde, der es lesen durfte.

Schon vor der Wohnungstür nahm er die Zydeco-Klänge und den Knoblauchduft wahr. Er schloss auf und betrat ein Zimmer mit weißen Wänden, einer weißen Decke und einem blassgrauen Teppich. Etliche Stühle aus Chrom und schwarzem Leder standen vor einem Flachbildfernseher, auf dem ein Musiksender eingestellt war.

Im Zimmer bewegte sich eine Frau zur Musik. Sie hatte ihm den Rücken zugewandt, während sie die Hüften schwang und

die Taille kreisen ließ. Die wilde, dunkelblonde Mähne hatte sie hochgebunden. Sie war barfuß, trug eine locker sitzende, olivgrüne Hose und ein enges, weißes Tanktop, das den Blick auf verschwitzte Haut und kräftige Schultermuskeln freigab, während sie die Arme in die Luft reckte, sodass die farbenprächtige Tätowierung mit dem liegenden Panther, die fast ihren ganzen Arm bedeckte, gut zu erkennen war.

Lächelnd ließ Sunday die Tür ins Schloss fallen. Die Frau unterbrach ihren Tanz und blickte ihn mit ihren kleegrünen Augen über die Schulter hinweg an. Sie grinste, klatschte in die Hände und drehte sich ganz zu ihm um. Dann rannte sie auf ihn zu, küsste ihn gierig auf den Mund und sagte mit ihrem leichten Cajun-Akzent: »Hab schon gedacht, du würdest dich nie mehr blicken lassen, Marcus.«

»Hatte keine andere Wahl«, erwiderte Sunday. »Musste den Schein wahren.«

Sie sprang in seine Arme und schloss ihre kräftigen Oberschenkel um seine Hüften. Dann küsste sie ihn noch einmal. »Ich muss dir was zeigen, mein Süßer.«

»Hast du schon wieder *Fifty Shades of Grey* gelesen, Acadia?« Seine Stimme klang belustigt, während er in ihre unfassbaren Augen starrte.

»Besser«, meinte Acadia, löste die Umklammerung ihrer Beine und glitt zu Boden. »Kommst du, mein Süßer?«

Der Professor folgte ihr den Flur entlang, sah ihr wiegendes Hinterteil und dachte sofort an eine große Palette fleischlicher Gelüste. Doch anstatt ins Schlafzimmer führte sie ihn nach rechts in einen Raum, der eigentlich immer als Rumpelkammer gedient hatte.

Jetzt hingen vier Zweiundsiebzig-Zoll-Bildschirme an der hinteren Wand und schufen so eine riesige Videowand, die vom Boden bis zur Decke reichte, lediglich unterbrochen von einer Xbox-Kinect-Sensorleiste. Die Monitore schimmerten dunkelblau.

Ein schmuddeliger junger Kerl in Jeansjacke saß davor. Er hatte ihnen den Rücken zugewandt und starrte die Bildschirme an.

Ein Bose-Kopfhörer pumpte ihm dröhnenden Hardrock in die Ohren. Auf dem Tisch lag eine Art Helm, und neben dem Tisch standen ein Server, der etwa die Größe eines großen Koffers besaß, sowie eine Xbox. Sie waren über Kabel mit mehreren Laptops verbunden.

»Ta-daa!«, sagte Acadia. »Was hältst du davon?«

Sunday packte sie wütend an ihrem Panther-Tattoo und zerrte sie über den Flur in ein anderes Zimmer. Erbittert herrschte er sie an: »Davon war nie die Rede. Wer ist der Kerl überhaupt?«

Genau so wütend zischte Acadia zurück: »Preston Elliot. Computer-Genie. Wer einen erstklassigen Durchblick haben will, der braucht erstklassiges Denken und eine erstklassige Ausrüstung. Hast du selbst gesagt!« Und bevor er ihr antworten konnte, fügte sie in sanfterem Tonfall hinzu: »Und außerdem, mein Süßer, hat Preston das meiste bei Costco besorgt. Die haben eine Rücknahmegarantie auf alle Elektronikartikel, für ein ganzes Jahr.«

Sunday blieb skeptisch. »Und was ist mit ihm? Was verlangt er?«

Sie blähte die Nüstern und blickte ihn an, als würde sie ihn am liebsten auf der Stelle mit Haut und Haaren verschlingen. »Der eifrige junge Mann erwartet zwei Stunden ultrageilen Sex mit mir. Er wird ein Kondom benutzen. Hast du nicht gesagt, dass du genau das im Moment gebrauchen könntest?«

Sunday neigte den Kopf und blickte sie erneut abschätzend an. »Tatsächlich? Ich habe gar nicht so genau hingesehen. Hat er ...?«

»Ungefähr deine Größe und Statur, ja.«

Der Professor war fasziniert. Schlagartig erkannte er die gesamte Palette der Möglichkeiten. »Und das bedeutet?«

»Was meinst du?«, antwortete Acadia mit einer Gegenfrage. Ihr Atem ging ruhig. »Es ist schon eine Weile her, seit wir das letzte Mal gesündigt haben, mein Süßer.«

Sunday blickte ihr in die Augen und spürte, wie wilde Vorfreude in ihm aufstieg. »Wann?«, wollte er wissen.

Sie zuckte mit den Schultern. »Er muss jetzt nur noch die Software knacken. Morgen um diese Zeit will er damit fertig sein.«

»Wer weiß, dass er hier ist?«

»Niemand«, gab sie zurück. »Das ist Teil der Abmachung. Ein Geheimnis.«

»Und du glaubst, dass er sich daran hält?«

»Was glaubst du?« Sie drückte sich einen kurzen Augenblick lang an ihn und entfachte damit ein wahnsinniges Verlangen in ihm. Beim Blick in Acadias grüne Augen sah Sunday sich selbst im Alter von achtzehn Jahren, als er zum ersten Mal diesen raubtierhaften Rausch gespürt hatte, als er mit einem Spaten in der Hand einer Gestalt über einen dunklen Hof gefolgt war. Eine Sekunde lang kam es ihm so wirklich vor, dass er hätte schwören können, dass da irgendwo Schweine quiekten.

»Nun, mein Süßer?«, flüsterte Acadia.

»Ich gehe«, sagte er und spürte erneut dieses unglaubliche Zittern am ganzen Körper. »Es ist besser, wenn er mich heute gar nicht erst zu sehen bekommt.«

Sie sah ihn verführerisch an, drückte sich noch einmal an ihn und flüsterte ihm ins Ohr: »Acadia Le Duc kennt keine Grenzen. Keine Beschränkungen. Gar keine. Das weißt du doch, oder etwa nicht, mein Süßer?«

»Oh, ja, Baby, das weiß ich«, stieß Sunday hervor. Er konnte kaum mehr atmen. »Das ist einer der Gründe, wieso ich so süchtig nach dir bin.«